

**Neue Ideen für die Hochschulen –  
mehr Freiraum für Innovationen**

**Festrede von Lord Dahrendorf  
anlässlich der Verleihung  
des Landesforschungspreises  
am 16. Oktober 1998**

Ministerium für Wissenschaft, Forschung  
und Kunst Baden-Württemberg

Königstraße 46  
70173 Stuttgart

Tel. 07 11/279-31 45

e-mail:[castellaz@mwk-bw.de](mailto:castellaz@mwk-bw.de)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Tel. 07 11 / 2 79 – 30 05

Fax 07 11 / 2 79 – 30 81

e-mail: [presse@mwk-bw.de](mailto:presse@mwk-bw.de)

*Ralf Dahrendorf wurde 1929 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie, klassische Philologie und Soziologie an der Universität Hamburg (Dr. phil. 1952) und der London School of Economics (Ph. D. 1956). Auf seine akademische Karriere als Professor der Soziologie an deutschen und amerikanischen Universitäten folgte eine Periode in der deutschen Politik, zuerst als Abgeordneter des Landtages von Baden-Württemberg (1968 bis 1970), dann als Mitglied des Bundestages und Parlamentarischer Staatssekretär in der ersten Regierung Brandt (1969 bis 1970). Von 1970 bis 1974 war er Mitglied der Kommission der Europäischen Gemeinschaft. Von 1974 bis 1984 hatte Prof. Dahrendorf an der London School of Economics die Position des Direktors inne und von 1987 bis 1997 die Position des Warden (Kanzlers) am St. Antony's College sowie die des Prorektors an der Universität Oxford. 1982 wurde Prof. Dahrendorf für seine Verdienste ehrenhalber in Großbritannien geadelt.*

*Lord Dahrendorf hielt diese Rede im Rahmen der Verleihung des Landesforschungspreises Baden-Württemberg 1998. Der Landesforschungspreis ist die höchstdotierte Auszeichnung, die ein Bundesland für herausragende Forschungsleistungen ausschreibt.*

Sehr geehrter Herr Minister, meine hochverehrten Damen und Herren,

wenn ich zum Wissenschaftsminister nach Stuttgart komme, dann habe ich zunächst einmal Erinnerungen zum Beispiel an das Jahr 1960, als ich meinen Ruf an die Universität Tübingen bekam, und an Stuttgart, an ein Gebäude, das, so glaube ich, zum Archäologischen Museum geworden ist, in dem ich mit der berühmten Regierungsdirektorin, ich glaube späteren Ministerialdirektorin, Hofmann über die Bedingungen verhandelt habe, unter denen ich in Tübingen arbeiten sollte. Das war wohl noch vor der Umsetzung der ersten Empfehlung des Wissenschaftsrates, und daher kannte Frau Direktor Hofmann jeden Professor im Lande ganz genau. Mehr als das, sie wusste auch ganz genau, wer eine Sekretärin nur als Statussymbol haben wollte und wer wirklich eine Sekretärin brauchte, um seine Arbeit zu tun. Sie wusste ebenfalls ganz genau, wer Forschungsabsichten hatte, die nur aus diesem Topf befriedigt werden konnten.

Das alles war vor der ersten großen Reform, einer Reform, an der ich nicht ganz unbeteiligt bin und heute wohl sagen muss, nicht ganz unschuldig. Ich begann an einem Montag in Tübingen, hielt einen Vortrag über Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, in dem ich argumentierte, dass allein schon das prozentuale Missverhältnis zwischen dem Anteil der Studenten aus Arbeiterfamilien und dem Anteil der Arbeiterfamilien an der Bevölkerung den Verdacht nahe legt, dass es hier noch unausgeschöpfte Reserven gab. Es war also an einem Montag, der damalige Ministerpräsident des Landes, Kurt Georg Kiesinger, hatte die angenehme Sitte, am Montag nicht ins Büro zu gehen, er ging zum Beispiel in Vorlesungen, beschäftigte sich jedenfalls mit Themen, die nicht direkt auf das bezogen waren, was ihn in der Villa Reitzenstein erwartete. Und so hatte ich ein Gespräch, das sich zu einer regelrechten Reformdiskussion auswuchs, aber, und das ist der erste Punkt, den ich versuchen möchte in meinen Ausführungen deutlich zu machen, zu einer damals noch in sich widersprüchlichen, für mich ganz besonders widersprüchlichen Reformdiskussion.

Auf der einen Seite erfanden wir nämlich diese wunderbare Idee der Universität Konstanz, wunderbar nicht nur wegen der geographischen Lage, wunderbar aus einem anderen wichtigen Grund. Konstanz war eigentlich die letzte Gründung einer Universität aus wissenschaftstheoretischen Motiven. Unsere ursprüngliche Idee war in keiner Weise eine im engeren Sinn politische Idee. Ferner war die ursprüngliche Idee die, dass die letzte große Hochschulreform zur Etablierung der Geisteswissenschaften geführt hatte, die sich aber nur mühsam als philosophische Fakultät behaupten konnten.

Wir meinten nun, dass die Zeit gekommen sei, um für die empirischen Wissenschaften eine organisatorische Form zu finden. Unsere Idee, fast vergessen, war, dass es zwei große Fakultäten geben sollte in Konstanz, eine sozialwissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche. Dass es zusätzlich zu diesen beiden großen Fakultäten einen Zentralbereich der Wissenschaftstheorie und Philosophie geben sollte, was eigentlich für eine neue Universität aus wissenschaftstheoretischen Erwägungen erwünscht sei. Ich werde hier jetzt nicht von dem tatsächlichen Gang der Universität Konstanz sprechen, möchte aber betonen, dass es hier eine Art von Reformidee in der Tradition der großen akademischen Reformen durch die Jahrhunderte gab.

Gleichzeitig war das Ziel aber in jener Zeit ein ganz anderes. Es war überhaupt nicht wissenschaftstheoretisch, sondern es war eben jenes Thema, das in dem Arbeiterkinder--Vortrag ausgesprochen wurde, nämlich: Wie können wir Universitäten schaffen, in denen alle

Kinder Gewinn erwarten können und für ihre eigene Lebensentwicklung einen Platz finden? Denn neben den Arbeiterkindern gab es das große Problem der regionalen Unterschiede in Bezug auf die Chance, an eine Hochschule zu kommen. Und natürlich gab es damals nur sehr, sehr abfällig beantwortete Fragen, ob Frauen wirklich einen angemessenen Platz in der tertiären Bildung haben. So ging in diese wissenschaftstheoretischen Überlegungen die ganz andere Tendenz zur Expandierung ein. Große Programme wurden gestartet, „Student aufs Land“, um nur ein Beispiel zu nennen. Und es wurde mit den Argumenten von Herrn Picht über die wirtschaftlichen Folgen eines zu geringen Anteils von Studierenden an der Gesamtbevölkerung, aber auch mit moralischen Argumenten die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Universitäten mehr junge Menschen aufnehmen und dass sie expandieren können.

In diesem Dilemma geriet die wissenschaftstheoretische Universitätsidee rasch unter die Räder. Die Expansionsidee war die beherrschende Idee der Reformen in den späten 60er Jahren, und damit stellt sich die Frage: Ist dies vielleicht ein Beispiel dafür, dass in dem Augenblick, in dem man bestimmte Chancen für mehr Menschen eröffnet, diese Chancen so auch ihren Wert verlieren? Ein eigentümliches Phänomen, das der Ökonom Fred Hirsch als soziale Grenzen des Wachstums beschrieben hat. Wenn alle ein Sommerhaus an einem einsamen Bergsee haben wollen, dann ist das sicher kein einsamer Bergsee mehr, und dasselbe ist in gewisser Weise mit der Universitätsexpansion geschehen.

Das also, wofür die Universitäten geöffnet werden sollten, veränderte sich durch deren Öffnung selbst, und so führte die Expansion zu Veränderungen, die neue Fragen stellten. Der Hochschulgesamtplan, den Herr Minister von Trotha freundlicherweise in seinen Einführungen erwähnt hat, war ein Versuch, mit dieser Thematik fertig zu werden. Vielleicht ein Fehlversuch. Auch darum vielleicht ein verfehltter Versuch, weil er in einem gewissen Umfang das beginnen wollte, wovon Herr Professor Bühler gesagt hat, dass es so nicht geht, nämlich die Übertragung der Elemente anderer Hochschulsysteme auf ein Netz, das seine eigene Geschichte hat. Aber meine Grundvorstellung zu der Zeit war: Expansion ist nur erträglich, wenn wir nach innen die Hochschulen stärker differenzieren. Expansion kann nur dann befriedigend sein für diejenigen, die an die größer werdende Universität kommen, wenn diese größer werdende Universität Möglichkeiten für unterschiedliche Ansprüche und Interessen eröffnet. Darum die Idee eines Kurzstudiums, darum die Idee einer größeren Vielfalt an Binnenstrukturen der Universitäten.

Der Hochschulgesamtplan liest sich auch heute noch gut. Doch selbst heute ist es wahrscheinlich schwierig, seinen Inhalt durchzusetzen. Damals waren eigentlich alle dagegen aus ganz unterschiedlichen Gründen. Die Studenten und andere Universitätsmitglieder mit ihren hochtönenden Reden über Verschulung, die ich, nachdem ich 20 Jahre lang in Großbritannien Hochschulen geleitet habe, heute noch läppischer finde, als ich sie damals schon fand. Denn die Stärke der Strukturierung des Studiums ist ja ein intellektueller Anreiz und nicht etwa das Instrument der Disziplinierung. Die kleineren Lerngruppen in Studium und Lehre sind ja eine Chance der akademischen Entwicklung und nicht eine Beleidigung für die jungen Leute, die in der Regel gar nicht wissen, was sie tun sollen in ihrem Studium.

Diejenigen von uns, die das Glück hatten, große Lehrer zu haben, erinnern sich daran, dass diese großen Lehrer unser Studium strukturiert haben, und zwar sehr kräftig strukturiert haben, mit Seminararbeiten der verschiedensten Art, Aufnahmearbeiten und anderem mehr. Ich schätze einmal, die Beamten waren dagegen, weil es in der Beamtenschaft naturgemäß eine Neigung gibt, dass, wenn man einmal drin ist, man den Zugang zum eigenen Berufsstand so schwer wie möglich macht. Die Politiker waren dagegen, vielleicht weil sie andere Pläne hatten, wie dem auch sei. Mein eigener Schluss aus der Erfahrung ist allerdings, dass die Expansion der Universitäten ohne innere Differenzierung die deutschen und überhaupt die kontinentaleuropäischen Universitäten in eine missliche Lage gebracht hat, weil es besondere Mühe kostet, in bestimmten Bereichen, ja auf bestimmten Inseln innerhalb des Ganzen die alte Idee der Universität zu realisieren.

Die Humboldtsche Universität einfach aufzublasen ist ein sinnloser Prozess. Die Humboldtsche Universität ist, der Natur ihrer wissenschaftstheoretischen Konstruktion nach, nicht gedacht für die Ausbildung von 30 Prozent eines Geburtsjahrganges. Sie konnte dies schlicht nicht sein, von daher war die Hoffnung, dass sich alles zurechschütteln würde, vielleicht übertrieben pragmatisch, obwohl ich sehr viel übrig habe für Pragmatismus. Ich glaube übrigens auch, dass dieser Verlust an Struktur im Zuge der Expansion einer der Irrwege ist, warum die kontinentalen Universitäten, und das gilt für Amsterdam, für Montreux, für Berlin wie für Tübingen, relativ schutzlos den Stürmen von 1968 ausgesetzt waren, also keinen institutionellen Widerstand leisten konnten, so wie ihn die Columbia University oder die Londoner School of Economics leisten konnten. Dort sind zwar gewisse Veränderungen aus den antiautoritären Protesten hervorgegangen, aber der Kern blieb unverändert, jedenfalls dort, wo es um die Struktur von Lehre und Forschung geht.

Das Resultat jedenfalls ist, und ich sage das einmal so ausdrücklich mit der Unabhängigkeit, die ich nun habe: Die Universität ist in den meisten kontinentalen Ländern ein teures Problem geworden, und die Frage ist, was tun? Wie kommen wir davon weg? Meiner eigenen Erfahrung nach aus den 60er Jahren nicht mit Gesamtplänen. Wir werden mit Gesamtplänen das Problem nicht lösen, und so reizvoll es ist, besonders in einem differenzierten Hochschulsystem, den Versuch zu machen, das Ganze ins Auge zu fassen und einen Fortschritt für das Ganze zu ersinnen, so ziehe ich doch eine andere Schlussfolgerung. Für mich ist eine der Lehren der 60er Jahre, dass es außerordentlich schwierig, vielleicht unmöglich ist, Differenzierung durch Politik, durch Dekret herbeizuführen. Differenzierung, so habe ich den Eindruck, ist etwas, was im Grunde nur wachsen kann, indem man dafür Sorge trägt, dass die tatsächliche Differenzierung nicht zerstört wird durch eine der Natur nach gleichmachende Politik.

Ich glaube also heute nicht mehr an die differenzierte Gesamthochschule und auch nicht an die differenzierte Gesamtschule. Der Versuch, das zu tun, wir haben das übrigens zum Teil unter konservativen Regierungen in Großbritannien erlebt, dieser Versuch führt nur dazu, dass alle Professoren dasselbe Gehalt und alle Studenten denselben Grad haben wollen, dass also die Differenzierung geschwindelt ist, sodass die Expansion dazu führt, dass es schwieriger wird, den Winkel der Erstklassigkeit zu erlangen.

Man muss hinhören und Dinge geschehen lassen und man muss Entwicklungen unterstützen, oft ohne genau zu wissen, wohin sie für das Ganze am Ende führen werden. Zum Beispiel Innovation, so scheint mir, ist heute vornehmlich am Rande des bestehenden Hochschulwesens wahrscheinlich. Zumindest die öffentlichen Instanzen müssten also einen großzügigen Rahmen schaffen, sodass die innovativen Versuche am Rande der Institutionen nicht abgebremst werden. Es kann aber auch durchaus innerhalb von Universitäten Zentren, Institutionen, Institute geben, die Lehre und Forschung ihren eigenen Wert geben. Erlaubtes Experimentieren ist eine Hauptquelle für die Lösung der großen Fragen der Universitäten, wobei dieses Experimentieren in der angelsächsischen Welt kein so großes Problem ist, weil es sich schon aus der Finanzierung der Universitäten ergibt, vielleicht auch aus einer gewissen Großzügigkeit im gesetzlichen Rahmen.

Vor diesem Hintergrund muss ich sagen, dass ich die Gründung privater Hochschulen sehr begrüße. Im Ganzen scheint mir, dass es etwas gewagt ist in Deutschland oder in Frankreich oder selbst in den Niederlanden. Es scheint mir, dass die privaten Initiativen wahrscheinlich

am besten beraten sind, wenn sie sich fachlich ein bisschen konzentrieren, wenn sie sich also auf bestimmte Bereiche der Initiative stützen. Die Universität Mailand ist im Bereich der Wirtschaftswissenschaften wohl die beste italienische Universität, und sie ist privat. Und wenn jetzt durch private Initiativen Einrichtungen für Juristen mit internationaler Betriebswirtschaft oder für andere Bereiche - etwa Medizin oder Naturwissenschaften - geschaffen werden, dann sind das vielleicht die Experimente, die wir brauchen, um neue Möglichkeiten zu erkunden.

Es geht also um Unterstützung des Experiments als Bedingung der Innovation und um Großzügigkeit der Strukturen, um solche Innovationen zu erlauben. Ein zweites Beispiel: die Forschung. Dies ist ein sehr schwieriges Thema vor allem in Deutschland, ein Thema, das umlagert ist von ideologischen Formulierungen. Schon im Hochschulgesamtplan haben wir damals formuliert: Die Einheit von Forschung und Lehre kann gelten für die Hochschule als Ganzes. Es ist aber sinnlos anzunehmen, sie gelte für die Hochschulen der Größenordnung, die wir heute haben, und dass sie auch für jeden Teil der Hochschule gelten sollte. Ich würde sagen, dass es innerhalb der Hochschule durchaus Bereiche geben darf, in denen vornehmlich Forschung betrieben wird, und auch dass es innerhalb der Hochschule große Bereiche geben darf, in denen die Lehre ganz im Vordergrund steht.

Das Problem, dass an den Universitäten hierzulande kleine Gruppen vielleicht schwer zu erreichen sind, ergibt sich möglicherweise aus der Tatsache, dass man hier so spät erst an die Lehre herankommt. Bei meinem College in Oxford, das ich 10 Jahre geleitet habe, waren von den 40 Fellows 15 unter 30 Jahren, und die haben auch mit 23 angefangen zu lehren, und viele dieser Fellows haben nicht erwartet, dass sie von der Lehre entlastet werden, um Forschung zu betreiben. Ich glaube, dass die deutschen und französischen Universitäten und die Universitäten in anderen kontinentaleuropäischen Ländern junge Menschen viel zu lange von der Lehre fernhalten.

Wir haben heute die Menschen und die Positionen für eine Differenzierung innerhalb der Universitäten. Das betrifft vor allem auch die Forschung. Mich hat erstaunt, was ich in anderer wirtschaftlicher Funktion, nämlich als Vorstandsmitglied einer großen pharmazeutischen Firma, festgestellt habe, dass diese Firma doppelt so viel für Forschung ausgibt in jedem Jahr, wie die ganze Universität Oxford pro Jahr kostet. Hier sieht man das Phänomen der Auslagerung der Forschung, die übrigens unterstützt wird durch den Wunsch vieler

junger Forscher, nicht einen Nobelpreis zu gewinnen, sondern etwas zu tun, was am Ende der Anwendungskette dem Menschen zum Nutzen dient.

Es gibt eben unterschiedliche Motive der Forschung, und Grundlagenforschung ist davon nur eines. Für diese unterschiedlichen Motive muss Platz sein. Und in dem Maße, wie sich die Universität dagegen sträubt, einer auf Anwendung bezogenen Forschung Raum zu geben, wird diese Art von Forschung ihren Platz woanders bekommen.

Die gute alte Humboldt-Universität war ja in gewisser Weise rein und nicht durch Praxis verunreinigt. Sie war auf die alten Fakultäten aufgebaut, und diese waren Fakultäten zur Ausbildung der großen Berufsstände wie Juristen, Mediziner und Theologen. Aber irgendwo in der Humboldtschen Universitätsidee steckt doch die Vorstellung, dass die Universität der Ort ist, an dem man sich eine gewisse Berührungsangst gegenüber anderen Lebensbereichen erlauben kann, die sich die meisten Menschen nicht erlauben können. Wenn von Autonomie der Universität die Rede ist, meinen manche, die Welt da draußen soll bitte da draußen bleiben, man sei in der Universität, um sie zu ignorieren. Nach meiner Meinung ist das eine Einstellung, die die Universitäten nur zerstören kann und die jedenfalls nicht zum Bau moderner Universitäten führt.

Ich sehe das besonders in den Universitäten des östlichen Mitteleuropas, die ich in den letzten 8 Jahren ganz gut kennengelernt habe und die natürlich auch deshalb auf ihrer Autonomie bestehen, weil diese ein Schutz dagegen ist, dass wieder einmal der Staat so tief eingreift in das akademische Geschehen, wie das in der Vergangenheit gewesen ist. Diese Universitäten drohen zu verkümmern. Ich würde einmal behaupten, dass nahezu alle wichtigen Entwicklungen im Hochschulbereich in den ostmitteleuropäischen Ländern fast ausschließlich vom Rand der alten Universitäten gekommen sind.

Meine Damen und Herren, nach allem steht meine Grundvermutung, meine These: Es ist schwierig geworden mit der Idee der Universität. Gewiss kann man auch Humboldt zitieren, wenn man bei festlichen Aktivitäten über Universitäten spricht, aber das, was ich eingangs über das Konstanzer Gründungsproblem gesagt habe, sagt etwas über eine Tatsache des Lebens im Bereich der tertiären Bildung. Es gab im letzten Jahrhundert, in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, noch einmal eine große Hochschulreform in den Vereinigten Staaten, die übrigens auch nicht aus einem Stück war, sondern auf einem Irrtum beruhte, so wie das oft mit den bedeutendsten Veränderungen ist. In gewisser Weise ist das, was an den großen Universitäten der Ostküste in den 80er Jahren geschah, nichts anderes als der Import der



deutschen Universitäten, aber ohne Aufopferung der vorherigen College-Universität, vielmehr in Verbindung mit ihr. Großbritannien hat das nicht gemacht. Und die britischen Universitäten leiden darunter bis heute. Wir haben es eher schwer, ihnen die College-Systematik aufzusetzen.

Die Kontinentalländer haben hingegen die College-Systematik verloren. Insofern ist die amerikanische Erfahrung des späten 19. Jahrhunderts die letzte große Veränderung der Universitäten und die letzte große erfolgreiche Veränderung, allerdings nicht eine Veränderung aus einem Guss. Für heute würde ich es als unmöglich ansehen, die Idee der Universität zu formulieren.

Zu finden ist heute vielmehr eine ganze Fülle von Ansätzen, mit denen man eine ganze Menge Ideen verbinden kann. Vielleicht ist einstweilen das Thema der Idee der Universität gar nicht mehr relevant. Vielleicht sollten wir uns damit abfinden, dass die Universität im günstigsten Falle eine Art Warenhaus wird oder geworden ist, eine Art Supermarkt, wo es Luxusboutiquen gibt, aber auch Tische, auf denen alles leer und offen und möglichst rasch zu finden ist. Und zwischen Luxus und Wühltisch eine ganze Fülle von Angeboten, alles vielleicht nicht eindeutig strukturiert, mit einer entsprechend komplizierten Verwaltung vielleicht, mit Bereichen, in denen Vertreter von internationalem Rang forschen können, aber auch mit Bereichen, in denen Tausende und Abertausende nach zwei, drei, vier, sechs oder auch nach 16 Semestern abrechen beziehungsweise zu irgendeinem sinnvollen Abschluss geführt werden.

Also ein nicht sehr einheitliches, nicht systematisches Kunterbunt von Möglichkeiten, mit Winkeln für Kenner und allgemein offenen Chancen, das Ganze möglicherweise 24 Stunden offen, offen für alle und für jederzeit im Leben, dies könnte die Universität der Zukunft sein. Es ist nicht das letzte Wort in der Geschichte jener großen Einrichtungen, die wir Universität nennen und mit denen sich für diejenigen, die das Glück hatten, vor über 50 Jahren zu studieren, so viele Erinnerungen und Hoffnungen verbinden. Es ist nicht das letzte Wort zu diesem Thema, aber möglicherweise das beste Wort zu diesem Zeitpunkt. Ein wahres Wort zu Einrichtungen, in denen alles versucht werden kann in Offenheit für das Experiment und für die Innovation, in denen die Suche nach neuen Chancen stattfinden kann, in denen die Hoffnungen und Erwartungen von Menschen jeden Lebensalters auf Wissen und Bildung befriedigt werden können.

Vielen Dank.